

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 70.

Donnerstag, 24. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(19. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Markgraff.

(Nachdruck verboten.)

„Der Tausend!“ wunderte er sich ganz konsterniert, „das blasse kleine Ding, das da so schattenhaft neben der gewichtigen Frau Fränkel saß, über das er bisher mit der ganzen Achtlosigkeit des feudalen Grundbesitzers hinweggesehen hatte — das war ja beinahe, als ob eine Persönlichkeit darin steckte.“

Und er blickte noch schärfer durch das goldgeränderte Pincenez, sah aber nichts als einen lockigen, sehr einfach geordneten Scheitel, zwei flinke Hände, die die Nadel handhabten, von der ab und zu, wenn der Wind die Zweige bewegte, ein haarscharfer Funke zu ihm herüberzuckte.

Frau Golbe war verlegen, sehr verlegen.

Sie aß Süßes für ihr Leben gern, und der hiesige Wirt verschrieb die Torten für die Feiertage immer aus einer der ersten Konditoreien.

An ihre Gesellschafterin hatte sie gar nicht gedacht, sondern es sich ohne irgendwelche Gewissensstrupel gut schmecken lassen.

Nun hatte sie das Gefühl, als ob sie in den Augen der anwesenden Gesellschaft etwas gutzumachen hätte, für die, das wußte sie wohl, Baron Ermsleben in seiner überlegenen, scharfsinnigen Art jederzeit das Sprachrohr vorstellte.

„Ach Gott“, hauchte sie und ließ den Kopf wie eine verregnete Blume auf die pergestricke Gaze, die den Wusen bedeckte, sinken, „die Worte sollte eigentlich für Fräulein Gerling sein. Ich weiß auch nicht, wie ich heute dazu komme, daß es mir so gut schmeckt. Ich esse sonst wie ein Vögelchen.“

Während auf den Gesichtern der Umstehenden, die der Bankier scharf beobachtete, ein mehr oder minder ungläubiges Lächeln erschien, zog Ermsleben mit bedentlichem Gesichtsausdruck die Augenbrauen hoch, was seinem blassen, etwas verlebten Gesicht noch etwas Katerhafteres gab.

„Ich weiß nicht, ob man Ihnen glauben kann, Gnädigste, näselte er, scheinbar ernsthaft den Kopf wiegend, mit der gesuchten Artigkeit, die Frau Fränkel immer ein leises, beängstigendes Frösteln verursachte, „wenn ich mich recht entsinne, frisst ein Spatz täglich das Doppelte seines Gewichts.“

Und mit einem Blick auf die zwei Zentner schwere Gestalt der Dame, wie in bedenklicher Erwägung: „s möcht' n bißchen viel werden.“

Nun aber gewann in Frau von Massenbach das Mitleid mit den beiden gequälten Leuten, die sich nicht wehren durften, wollten sie ihren Platz in der Gesellschaft nicht dran geben, die Oberhand.

Baron Ermslebens Plänkteleien, die für die anderen eine Quelle der Belustigung abgaben, hatten für sie immer etwas von Tierquälerei an sich.

„Wissen Sie übrigens, daß wir einen neuen Wirt haben, Herr von Reichwange?“ sagte sie laut mit einer gewissen, abschließenden Betonung zu dem Forstmeister, der gerade den Rest aus seiner Kaffeetasse trank und ertete einen dankbaren Blick aus Frau Golbes mandelförmigen Augen darauf.

Der Forstmann hatte unterdessen Frau Adelgundes Schokoladentorte tüchtig zugesprochen, für die er eine be-

sondere Schwäche hatte, und es sich, fern von häuslichen Sorgen, wohl sein lassen an dem langen Tisch, auf dessen weißer Decke die Sonnenringel tanzten, an der Seite der schönen schweigsamen Frau mit einem hochmütigen Gesicht, die er dennoch immer wieder verstohlen von der Seite betrachten mußte.

Er fuhr aus dem behaglich verträumten Sichgehenlassen auf, als Frau Adelgundes warme, freundliche Stimme zu ihm herüberscholl, und von links hinter Fräulein von Massenbachs Stuhl sich ein goldenes Zigarettenetui mit der siebenzadigen Krone in Smaragden entgegenstreckte. „Darf ich bitten, Herr Forstmeister? — Gnädiges Fräulein gestatten uns alten Knaben . . .?“

Herr von Reichwange hatte mit der Linken das Etui von sich abgewehrt: „Sehr freundlich, muß bedauern . . .“ Und der Baron hatte auffallend rasch die Hand mit dem Behälter wieder an sich gezogen.

Ein jeder wußte, daß der Forstmeister, um der mißlichen häuslichen Verhältnisse wegen, in die seine erste Ehe ihn gebracht hatte, sich jeden, auch den kleinsten Genuß versagte und beharrlich eine jede, von andern gebotene Zigarre ausschlug, um nicht in den Verdacht des „Rassauerns“ zu kommen.

Es erhöhte seine Achtung vor dem ehrenhaften, streng rechtlich denkenden und handelnden Manne, der in so aufrechter Haltung, in zäher Beharrlichkeit den einmal eingeschlagenen Weg fortsetzte.

Mergerlich auf sich selbst, daß er jenen vielleicht durch sein Angebot einer momentanen Versuchung ausgelekt hatte, steckte der Baron das Behältnis wieder zu sich, sich nun selbst wie zur Strafe den Genuß der erstrebten Zigarette versagend.

„Ein neuer Wirt?“ hatte Herr von Reichwange inzwischen entgegengefragt, „woher?“

„Aus Erfurt.“

„Ein seelensguter Mann“, warf Herr von Massenbach ein, der bisher, die Ellenbogen auf der Stuhllehne seiner Frau, behaglich den Reiz der Stunde in sich aufgesogen hatte. Dies Durcheinander von leichter Musik, fröhlichem Schwatzen, lustigen, mehr oder weniger geschmackvollen Toiletten, und über dem allen lichter Sonnenglanz und smaragdner Baumschatten, würziger Kaffeeduft und der bläulich wogende Nebel seiner Zigarren.

Diese Konzertetage in der Ressource waren für ihn und seine Frau das schönste Ausruhen nach heißer, harter Wochentagsarbeit.

Und nun gar heute, wo das Bewußtsein, daß es Pfingsten war, der Festlichkeit noch einen besonderen Reiz verlieh. Auf den Tischen Basen mit Kalmus und den zarten Dolben violetter, persischen Flieder, die Träger für die elektrischen Lampen, die hochgewölbte Eingangspforte mit herbbuftendem, jungem Birkenlaub verkleidet.

Wie war die Welt, das Leben doch so schön, trotz aller Sorgen!

Durch die Frage seiner Gattin war er aus dem geruh-samen Genießen dem Leben wieder erweckt worden, und ein Zug von Schelmerei flog über sein großes, von der Sonne fast kupferfarbig gebranntes Gesicht.

„Ein seelensguter Mann.“

„Kennen Sie ihn näher, Herr Baron?“ fragte Frau Golbe, die sich von dem gehaltenen Schrecken wieder zu erholen begann.

„Hab' ich das nötig? Gnädige Frau brauchen bloß den Kaffee zu trinken. Was ist der Mann besorgt, daß seine Gäste nicht nervös werden.“

Die Bankiersfrau lächelte verlegen, sie hatte nicht verstanden. Aber die anderen quittierten mit herzlichem Gelächter über den guten Wit, und der Urheber selbst lachte schallend mit.

Und während man noch einige scherzhafte Schnörkel daran hing und auf Kosten des Wirtes allerhand schändliche Witzeleien losließ, erappte Ermaleben sich darauf, daß er mit einer ihm selbst unerklärlichen Spannung Fräulein Gerling, die junge Gesellschaftlerin Frau Fränkels, beobachtete.

Sie war soeben beschäftigt, ein wundervolles Spitzenstück um die vollen Schultern ihrer Herrin zu drapieren, und sah nicht von der Arbeit auf, die sie ganz in Anspruch zu nehmen schien.

Da stieß er mit scharfem Aud seinen Stuhl beiseite und erhob sich: „Herrschaften, wie wär's mit einem kleinen Bummel durch den hinteren Garten? Es ist große Pause.“

In diesem Augenblick fühlte Herr von Reichwange die Lehne seines Stuhles erfasst.

Er wandte erstaunt den Kopf und blickte in die Augen Dr. Voigtstedts, dessen schmale schwunglose Lippen ein gemacht lebenswürdiges Lächeln teilte und spitz, kernige, Raubtierzähne sehen ließen.

„Herr Forstmeister gestatten? Der Stuhl ist mein . . .“

„So wirklich?“ Der Angeredete hatte sich erhoben und schüttelte dem Hauslehrer freundschaftlich die Hand, „tut mir leid, aber wo waren Sie solange?“

„Habe für Herrn von Massenbach einen Gang in den Ort gemacht“, erwiderte der Doktor und seine Augen suchten Mechthildis, die in ihrer ganzen vornehmen Schlantheit neben Herrn von Ermaleben stand, und in diesem Augenblick begegnete ihr Auge dem seinen.

„Ich konnte nichts dafür“, stand in den ihren und er fühlte mit stürmischem Herzklopfen, daß die „Räpeler“ dieses „Waldbären“ ihn ihr wieder einen Schritt näher gebracht hatte. Und darum verzief er jenem.

An allen Tischen hatte man sich erhoben, begrüßte sich in mehr oder minder gehaltener Form und schickte sich an, im langsamen Schlendertschritt in den Schattengängen des hinteren, parkartigen Gartens unterzutauchen.

Die Landrätin hatte sich verabschiedet und war zu ihrer Tafel zurückgekehrt.

„Nun, und ihr?“ fragte der Forstmeister, sich zu Herrn und Frau von Massenbach umwendend, die behaglich auf ihren Sichen geblieben waren.

„Wir hüten das Haus“, sagte Frau Adelgunde lächelnd und begann mit flinken Händen eine neue Nadel.

In diesem Augenblick erschienen Herr und Frau Pastor Scheller unter der großen Eingangspforte und wurden von dem Freiherrn mit fröhlichem Zuruf an den Tisch gewinkt.

Den Pastor hatte eine Amtshandlung bisher von dem Konzert ferngehalten, sein Töchterchen war von der Guts herrschaft in deren Wagen mit zur Stadt genommen worden.

„Willkommen, willkommen! Wir dachten schon. Sie ganz entbehren zu müssen.“

Mit hochmütig geschürzten Lippen wandte sich Mechthildis dem nächsten Laubengang zu, rechts und links von dem Forstmeister und Dr. Voigtstedt begleitet.

Auch der dicke Hauptmann, der sich bisher einzig mit der Verteilung unzähliger Gläser Weißbier beschäftigt hatte, ohne die Neuangekommenen anders, als mit einem kaum merkbaren Kopfnicken aus der Ferne zu grüßen, erhob sich ächzend.

Jemand hatte ihm zugerannt, daß die schöne Dame da die einzig Besizende der Massenbachschen Familie sei, ja wirklich sehr wohlhabend, und da er Reichwange und den — Schulmeister, „Wie hieß er doch?“ so angelegentlich um sie bemüht sah, konnte er den „run“ ja schließlich mitmachen.

Aber es dauerte lange, bis er seinen Entschluß zur Ausführung brachte und so fiel er Frau Fränkel anheim, die sich in den Arm des Gatten gehängt hatte und nun mit hoch-

geschraubter Stimme die Schönheit des Lokals und die wirklich „ausgezeichnete“ Musik pries.

„Wer ist die junge Dame, um die sich die Leutnants, überhaupt die ganze jüngere Herrenwelt so beflissen und in ganzen Scharen herumdrängen?“ fragte Mechthildis.

Es war das erste Mal, daß sie an diesem Nachmittage ungefragt sprach, aber wieder wie gestern fiel Dr. Voigtstedt der reine Silberklang der zarten Stimme, die präzise Sprechweise auf, die jedem, auch dem unbedeutendsten Laut sorgsam zu seinem Rechte verhalf.

„Eine wahrhaft aristokratische Sprechweise“, dachte er bestriedigt und vor seinem inneren Auge erschien es wiederum wie die Bilderfolge einer modernen Zauberlaterne, flimmernd und gleißend: „Er, in seinem künstlerisch ausgestatteten Heim in irgend einer der breiten Straßen des Berliner Westens. Er, als ordentlicher Professor irgend einer der bedeutendsten deutschen Universitäten, vielleicht gar im Hermelinmantel, der goldenen Amtskette, die die höchst zu erschwingende akademische Würde darzustellen bestimmt sind. Er, als Wohltäter seiner Familie, bewundert und umschmeichelt. — Er, im Besitz einer entzückenden, wahrhaft vornehmen Frau, und er — ihr Herr . . .“

Das lachende, sonnenbestrahlte Grün der Rasenfläche ihm zur Seite verschwamm vor seinen Blicken, so ungebändigt heiß und leidenschaftlich drängte das Blut ihm von dem wildschlagenden Herzen bis in die breite Stirn, auf der es feucht zu perlen begann, und unwillkürlich ballte seine Rechte sich zur Faust.

Seine Zähne preßten sich leise knirschend aufeinander, als müßte er dem ungestüm sich gestaltenden „Ich will“ einen körperlich bekräftigenden Ausdruck verleihen.

Dann atmete er hoch auf, seine Brust weitete sich und sog mit vollen Lungen die reine, duftgeschwängerte Sommerluft in sich hinein.

Wie schürrende Bände war die Leidenschaft von ihm abgefallen, aber turmhoch, eisenfest wie ein Fels in der Brandung des Meeres, stand das aus seinem innersten Sein geborene Wollen, alle Kräfte daranzusetzen, um sich in sich jene Sphären hinaufzuschwingen, die dem in Dürftigkeit Geborenen und Erzogenen bisher wie ein hinter Schloß und Riegel geborgenes Paradies erschienen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Lenz.

Von Edwin Erich Dwinger.

Aus dem soeben erschienenen Roman „Korjakoff“ — „Die Geschichte eines Heimatlosen“ — (Otto Luitbow Verlag, Lübeck) ist uns der nachfolgende stimmungsvolle Artikel zur Verfügung gestellt worden. Das Buch ist das Erstlingswerk eines jungen deutschen Autors, der nach der Rückkehr aus russischer Gefangenschaft den Roman des Russen Korjakoff schrieb.

Heute Nacht hab' ich des Frühlings Meldereiter gesehen! Alle Menschen schliefen, niemand gewahrte sie — ich aber habe sie begrüßt!

„Huuii . . . huuii . . . huuii!“ schrien sie in meine Stütze hinein, sprangen durch die Fugen des Fensters und heulten in den Ramin hinauf. Es waren Krieger, wie sie jeder große Herr auf seinem Weg vorausschickt, um sich Platz und Achtung zu verschaffen, und sie waren keineswegs zart und höflich.

Ich sprang vom Lager auf und öffnete die Tür ein wenig.

Soho! Sie rissen sie mir aus den Händen und schlugen sie an die Wand, daß sie wie festgeklebt dran hängen blieb. „Huuii . . . huuii . . . huuii!“ Ich mußte sie offen lassen, meine Arme waren zu schwach gegen die Fäuste der Frühlingkrieger.

Ich lehnte mich an den Pfosten und sah hinaus. Es dämmerte. Zudrige Wolken flatterten wie Feden einer Riesentafel am grauen Himmel hin, zerrißen, platteten, ballten sich zusammen — hei! — wie sie flogen!

Der Wald schrie. „Huuii . . . huuii!“ schrie der Wald. Es klang, als fürchte er sich . . . Seine Bäume trachten im Erwachen, als ob es ihnen in allen faulen Knochen knade. Oben am Westhange aber, über den die Krieger ohne jede Hinderung in vollem Laufe ins Tal herniederstürmen konnten, beugten sich die Birken bis auf den Boden hinauf, erhoben sich, neigten sich wieder und ihre

langen, zarten Beißzweige flatterten im Morgengrauen wie aufgelöstes Haar.

Vom Dache begann es zu tropfen: „Ting... teng... tang... tung!“ tropfte es. Ich lachte und breitete die Hände zu einer Schale aus und fing sie ein: Die ersten Tropfen! Ich hob die Schale an den Mund und trank sie aus — mich dürstete!

„Mich dürstete nach dir — mein Frühlings!“ rief ich hell. „Huiii... huiii... huiii!“ braust es um meine Hütte. Der Schnee zergerst und tropft und rieselt. Die Bäume tragen und die Kronen knarren. Die Luft ist übersoll von fremden Klängen. Es ist ganz warm. Die Hunde springen an mir auf und winseln leise.

Ich muß hinaus! denke ich und wende mich und werfe meine Toppe über und greife zu den Stiern. Haha — das letzte Mal?

„Ich muß dort oben stehen, wo die Birken sich so tief verneigen, als ob sie grüßend sich zur Erde niederknieten.“ Wenige Tage, nachdem ich des Frühlings Meldereiter begrüßt hatte, sah ich den Frühlings selbst!

Ich hatte schon einige Nächte im Walde zugebracht. Unter einer alten Schirmhülle hatte ich eine weiche und trodene Mulde gefunden, die sich Rebe gewühlt, dorthinein setzte ich mich des Abends und meine beiden Hunde, Suscha, die sottige, legte sich an meine Seite, und Pitt, den Kleinen, drückte ich auf meinen Schoß. Ach — es war warm genug.

Ich wartete in diesen Nächten auf den Frühlings. Hier mußte er vorüberkommen, dieser Bergkamm war die Falle, die ich ihm gelegt hatte. Nein, ich wollte es diesmal nicht versäumen, und da er gern des Nachts kam, wie ich wußte, was sollte ich da wohl in meiner Hütte?

Aber er kam doch nicht, er ließ sich nicht ertappen. Er kam doch, während ich schlief. Gegen Morgen mußte er gekommen sein. Ich hatte wohl einen unruhigen Schlaf, ich fühlte irgend etwas — ja — aber ich wachte erst auf, als es schon zu spät war.

Um mich war lauter Sonne. Ich öffnete das Fenster: Sonne, Sonne! Ich lebte mich über die Brustung und sah hinaus: Sonne, Sonne!

Ich lachte laut und voller Übermut. Die Hunde klafften. Tausend Vögel sangen.

Er war gekommen!

Vorn Fenster schwang ein tiefes Summen. Die Bienen flogen! An meiner Hauswand saßen plötzlich hundert Fliegen: Schwarze, dicke, mit schillernden Leibern und gläsernen Flügeldecken. Ich hatte sie nie gesehen. Sie trochen stochweise und blühhaft dahin, duckten sich, stießen ein kurzes, duckten sich tiefer, schwirrten hell auf und setzten sich scharf auf demselben Fleckchen wieder nieder. Bei — wie es brummt!

Ich beugte mich weit aus dem Fenster und legte meine Hand, zu einer Mulde eingeformt, leis an die Wand. Sie glühte wie ein Ofen, diese Wand! Da fuhr ich heftig drüberhin und schloß die Hand.

Es tribbelte! Dabababa — es tribbelte! Wie süß und fröhlich ist es doch, wenn man nach einem langen, toten Winter seine Hand nur in die Sonne zu strecken braucht, um Leben zu empfinden! Ich hatte lange Monde kein Käferchen mehr in der Hand gehabt, um mich an seinem sudend-wilden Angsteleben zu entsüßen!

Ich nahm die Fliege in die Finger und sah sie an. Sie war ganz warm, warm wie die Wand. Und blank und schillernd war ihr Körper, und ihre zarten Beinchen griffen voller Todesangst wie kleine Laufmaschinen in das Leere.

Zärtlichkeit sprang in meinem Herzen auf und weiche Güte. Ich lächelte... Pitt sprang an mir empor — der große Fliegenfresser.

„Schau...“ sagte ich, „Schau...“ und setzte sie vor seiner Nase leis auf meine Hand.

Sie pukte sich die Flügel, daß man vermeinte, ein gartes, gläsernes Klirren zu vernehmen. Dann duckte sie sich, tiefer, tiefer...

Surrrr!
Pitt räbnete
„O, sei gegrüßt, mein Frühlings!“

Welt u. Wissen

Die Amsel beim Nestbau. Soviel man auch bereits sich mit den Lebensgewohnheiten der Vögel beschäftigt hat, so bleiben doch noch immer überraschende Dinge auf diesem weiten Gebiet zu entdecken. Das zeigen die Beobachtungen beim Bau eines Amselnestes, die Schlösser in der Zeitschrift „Der Naturforscher“ veröffentlicht. Er konnte von einem Fenster des Provinzial-Museums in Hannover aus dem ersten Stock die Nestanlage auf einem Kirschbaum im Hofe aus einer Entfernung von vier Metern genau verfolgen. Am Bau war nur das Weibchen beteiligt, während das Männchen

meistens unten auf dem Rasen Wurmstuche. Das Nestmaterial, hauptsächlich trodene Halme, stammte aus den benachbarten Anlagen. „Durchschnittlich sieben Minuten hielt sich das Weibchen am Nest auf,“ berichtet Schlösser. „Es drückte das Baumaterial mit dem Schnabel in die schon ziemlich weitgediehene Nestmulde. Dann preßte sich der ganze Vogel ganz tief in das Nest hinein und die eigentliche Bauarbeit begann. Mit dem Augenblick, wo das Tierchen ins Nest gedrückt war, schien es in eine Art Krampfzustand zu verfallen. Alle Körperfunktionen schienen, nach unten wachend, nur im Rumpf konzentriert zu sein. Schwanz und Flügel, erst locker und entspannt, gerieten durch die heftige Anstrengung des Gesamtorganismus in schnelle zitternde Bewegung. Dieses Hineinpressen des Körpers in die Nestmulde (es erinnert diese Bewegung an die, welche der Fahn beim Treten der Weibchen bei den Hühnerbögen ausführt) dauerte stets genau vier Sekunden. Es erhob sich dann das Weibchen für einen Zeitraum von fünf Sekunden ein wenig aus der Nestmulde. Entspannung trat ein. Dann wieder von neuem Einpressen des Körperchens. Der Wechsel von Arbeit in Anspannung und gelöster Ruhe konnte bis zu 30mal hintereinander erfolgen. Mit jedem Niederdrücken machte das Tier eine Drehung seines Körpers um etwa 30 Grad gegen seine frühere Stellung. Auf je 10 Drehungen kam also eine Totallumdrehung des bauenden Vogels im Nest. Im allgemeinen erfolgten zweieinhalb bis drei Umdrehungen in einem Stimm. Dann setzte, oft erst beim nächsten Nestbesuch, eine Drehung im Gegeninne ein.“ Schlösser glaubt deutlich zwei Arten von Bautätigkeit unterscheiden zu können: eine instinkthafte, bei der das Tierchen aus einem inneren Instinkt handelt und in einer Art Krampfzustand geriet, und dann eine mehr rationale, bei der das Tier aus seinem Krampf erwachte, wenn ein etwas zu langer Halm ein Hindernis bot und das widerpenstige Objekt mit Sorgfalt in die Nestwand eingeklochten wurde.

Die immer gehende Uhr! Bekanntlich ist der größte Mangel an den bisher gewohnten Uhren der, daß sie oft nicht rechtzeitig aufgezogen werden und daher öfter öfters stehen bleiben. Ein weiterer Mangel ist teilweise ungenauer Gang und besonders bei Pendeluhren Empfindlichkeit gegen ungenügendes Hängen und Erschütterungen. Es ist für jedermann selbstverständlich, daß keine Taschenuhr geht, gleichgültig, ob sie in der Tasche getragen wird, oder ob sie auf dem Tisch liegt. Diese Selbstverständlichkeit liegt aber im dem Unterschied des Ganges, denn eine Pendeluhr wird niemals gehen, wenn sie umgelegt wird. All die vorerwähnten Gesichtspunkte wurden in Erwägung gezogen bei der Konstruktion der „Eletro-Continuova-Zundes“ einer ganz neuartigen Uhr, welche dauernd geht. Die genannte Uhr wird einfach an die elektr. Lichtleitung und zieht sich alle 3 Minuten auf. Dieser Anschluß erfolgt auf die einfachste Weise mittels Steder, und, wenn einmal durch irgend eine Verunstaltung der elektrischen Strom unterbrochen ist, bleibt die Uhr noch lange nicht stehen, sie hat noch 24 Stunden Gangreserve, so daß ein Stehenbleiben der Uhr auch dann praktisch unmöglich ist. Der Kontakt, welcher den Aufzug betätigt, ist so kurz, daß eine einmalige Stromentnahme gar nicht erfolgt. Nach Messungen an Hand feinsten Meßinstrumente ist der Stromverbrauch noch nicht eine halbe Kilowattstunde jährlich, so daß die Betriebskosten im Jahr noch nicht 30 Pfennig ausmachen. Die Ganggenauigkeit dieser Uhren ist durch die immer gleichbleibende Antriebskraft erstaunlich. Bei genauen Prüfungen ergaben sich innerhalb eines halben Jahres kaum merkliche Abweichungen. Diese Uhren, die deutsche Konstruktion und im Schwarzwald hergestellt werden, haben sicher eine große Zukunft, besonders da sie im Preise so gestellt sind, daß sie jedermann erschwinglich sind.

Reise u. Verkehr

Die seitens deutscher Architekten und Ingenieure geplante Amerikafahrt beginnt am 9. August 1927 mit Abfahrt der Teilnehmer auf dem neuen Norddeutschen Lloyd-Dampfer „München“. In Amerika wird in der Zeit vom 19. August bis 6. September die Befichtigung der wichtigsten Städte Nordamerikas und industrieller Anlagen vorgenommen. Die Führung in Amerika hat in bereitwilligster Weise das amerikanische „Institut of Architects“ übernommen. An der Reise nehmen namhafte Persönlichkeiten der deutschen Architekten und Ingenieure teil, u. a. der Ehrenpräsident der deutschen Architekten, Herr Geheimrat Schmid, sowie Herr Professor Dr. Schachenmeier von der Technischen Hochschule in München. Die Reise selbst ist durch aus wissenschaftlichen Charakters. Nähere Auskunft erteilt die hiesige Vertretung des Norddeutschen Lloyd, das Lloyd-Reisebureau, Wischelmstraße 56.

Sorgfältiges Pflanzen bringt frühere Ernte.

Wo im Garten im vorigen Jahre die Kohlhernie, diese mit Recht gefürchtete Wurzelkrankheit der Kohlgemüsepflanzen, aufgetreten ist, sollte man diese Krankheit auf alle Fälle durch eine gründliche Desinfektion des Bodens mit einer 0,5prozentigen Wupulungslösung (7 bis 8 Liter auf ein Quadratmeter) vor der Bepflanzung vorbeugen. Aber auch die Pflanzlöcher sind trotzdem für sich noch mit der Wupulungslösung zu füllen, um die Wurzeln vor einem Befall der Kohlhernie zu schützen. Schließlich sind auch noch die Pflanzen selbst damit zu desinfizieren, indem man sie mit den Wurzeln in die Lösung taucht. Dazu genügt schon eine 0,5prozentige Wupulungslösung (50 Gramm Wupul auf 10 Liter Wasser).

Nun ist es an der Zeit, die Zimmerpflanzen aus den meist düsteren und dumpfen Überwinterungsräumen zu befreien. In ihrem Frühlingsdrange lehnen sie sich nach

Eine weitere wichtigere Bedingung für das Gedeihen der Pflanzen ist die Drainage des Blumentopfes, eine Vorrichtung, die den ersten Abzug des überschüssigen Gießwassers bewirken soll. Sie besteht darin, daß man das Abzugsloch des Topfes, damit es von der Erde nicht verstopft wird, mit einer Scherbe oder einigen Steinen bedeckt. Dieses genügt schon bei den Blumentöpfen von gewöhnlicher Größe. Weider ist diese Drainage nur in der ersten Zeit wirksam, denn bald haben die Wurzeln eine solche Ausdehnung angenommen, daß sie auch die Scherbe und Steine auf dem Topfboden umfließen und zuguterlebst das Abzugsloch noch verstopfen. In diesem Falle sollte man es wieder mit einem Stäbchen öffnen.